

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Die beiden Nachbarn

[urn:nbn:de:bsz:31-337677](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337677)

# Die beiden Nachbarn.

Ein eisiger Nord durchbrauste die Straßen, welche in finstere Nacht ruhte, und wirbelte Schnee wie lustige Gespenster vor sich her. Es still ringsum, nur der monotone Schritt armen Schildwachen drüben vor dem Schlosse der Wächterruf drang durch das Brausen Sturmes, bei dessen wilder Musik die Schläs sich fester in ihre Dedern hüllten und die hinhüben dichter um die Ohren zogen.

Doch nein, nicht alles schlief in der Hauptstadt, obgleich die Turmuhren erst vor Viertelstunde die vierte Morgenstunde kündet hatten. In einem alten, dem Schlosse gegenüber liegenden Hause, hoch oben in dem Stübchen, bemerkte man ein mattes Licht, und einige Fenster des Schlosses ebenfalls waren.

Das waren die Extreme des Lebens, Dachstuhl und Schloß — und während dort ein geängstigter Vater unter rastloser Anstrengung mit Aufopferung seines Schlags für seine Kinder sich abmühte, um in der Schweige seines Stübchens das tägliche Brot nobdürftig für sie zu schaffen, schritt hier ein König einsam auf ab, um in ruhelosen Gedanken und Sorgen für ein ganzes Volk zu arbeiten.

Und immer wieder heulte der Sturm, immer wirbelte er den Schnee um dem Schlosse empor, der jetzt in Finsternis begraben

Friedrich der Einzige oder Große, wie ihn die Geschichte später genannt, hatte zur Zeit dieser Erzählung erst seit vier Jahren den Königsthron inne; im blühendsten Mannesalter lag vor ihm eine Zukunft von Glanz und Ruhm.

„Krieg und kein Geld!“ murmelte er, „woher schaffen wir Geld. Sprach Christian von Ansbach: „Schweig einzu zu den silbernen Aposteln in Paderborn: Sehet hin in alle Welt! — was ehret mich daran, das Gleiche zu tun mit dem Schmuck, — möge er lebendig werden in Vaterland.“

Und Friedrich setzte sich hin, um eigenhändig Befehl nachzuschreiben, alles Silbergeger des Schlosses in die Münze wandern zu lassen.

Er trat ans Fenster, schlug den Vorhang zu und schaute in die Nacht.

Schon wieder das Licht dort oben in der Kuppel, sprach er halblaut; „es erlischt mit dem meinigen und entzündet sich wieder mit dem. Wir sind also miteinander verwandt, wir beide, — der König muß seinen Vetter kennen, er muß wissen, wer da droben mit ihm wacht und auch sicherlich arbeitet.“

Friedrich lächelte bei diesen Gedanken, — sein schönes Auge nahm einen sanften Ausdruck an und träumerisch haftete es auf dem matt erleuchteten Fenster der verfallenen Mansarde.

Dann kehrte der König an seinen Arbeitstisch zurück, um die flüchtige Minute zu benutzen und das Gold der Morgenstunde auszumünzen.

In dem elenden Dachstübchen qualmte eine alte Lampe, vor welcher eine mit Wasser gefüllte Glaslugel hing. Das Feuer in dem Ofen schien nicht recht angegangen zu sein, es war hundealt in dem kleinen Raum, und immer dichter malte der eilige Geselle draußen seine Blumen ans Fenster.

Ein bleicher, gebückter Mann saß vor dem Werttische mit der Glaslugel und arbeitete mit unverdrossenem Eifer an altem Schuhwerk. Dann und wann ließ er seine Arbeit senken und hauchte sich in die erstarrten Hände.

Eine Frau trat ins Stübchen, ebenso bleich und abgehärmt wie der Schuhlicker; es war sein Weib.

„Kein Holz mehr da, Lisbeth?“

„Keines, mein armer Christel,“ seufzte die Frau, „du wirst die Arbeit nicht fertig machen können, und da du des Herrn Gerichtschreibers Hilfe nicht annehmen willst —“

Christel Goldmann zog heftig den Bechdracht an und ergriff dann einen Riemen.

„Daß du mir nicht wieder von dem Hallunken sprichst,“ rief er drohend, „lieber lasse ich mich anwerben und gehe zum Frühjahr mit nach Schlesien in den Krieg, als daß ich einen Pfennig annehmen sollte von dem Bucherer, der meiner Schwester einzig Kind dafür als Preis haben möchte.“

„Wie du nur gleich so heftig wirst, Christel!“ beschwichtigte Frau Lisbeth; „der Herr Gerichtschreiber Pfefferling ist ein Mann in Amt und Brot, zwar so jung nicht mehr und auch nicht so glatt und schönauerisch wie der Dragoner — der Lump —.“

„Weißt, jetzt bist du zu Ende oder ich vergesse mich!“ schrie der Schuhlicker außer sich emporspringend und den Riemen wie zum Schlage erhebend.

Erschreckt wich die Frau zurück, so heftig hatte sie ihren Mann noch nie gesehen.

„Wenn du nicht ein einfältig Weibsbild wärest,“ fuhr der Schuhlicker fort, und seine Augen funkelten vor Born, „dann könnte ich mich wohl an dir vergreifen, so aber müßte es mich verunehren, obschon ich nur ein armer Schuhlicker bin. Ist aber doch die Möglichkeit,

so einen armseligen Schreiberwurm mit einem Dragoner des Königs zu vergleichen, und diesen gar zu beschimpfen, — ist nur gut, daß der König es drüben in seiner Stube nicht hören kann, der würde dir eine derbe Lektion geben, und wenn es gar der Dragoner Leuthard erführe, na, ich ließ' dich im Stich, so wahr ich Christel Goldmann heiße und keinen Pfefferling in meiner Familie vertragen kann. Übrigens laß' dir auch hiermit zum letzten Male sagen, Lisbeth, — daß ich Christine, meiner Schwester einzig Kind, nie zu einem Manne zwingen, wie ich's ihrer Mutter auf dem Sterbebette versprochen hab'. Punktum."

"Na, meinethwegen, — ich bin ehrlicher Leute Kind, der Herr Gerichtschreiber auch; — die beiden, der Herr Leuthard und die Christine, passen darin wohl gut zusammen, da man von beiden nicht weiß —"

Sie schwieg erschreckt vor dem grimmigen Gesichte des Schubflücker's, der dicht vor sie hinsprang und sie starr anschaute.

"Sprich aus, was man von den beiden nicht recht weiß," schrie er mit heiserer Stimme; "hab' schon seit einigen Tagen deine Stichelei angehört von wegen der Christine und dem Leuthard, der anjeho in Schlessien unterm alten Dessauer steht. Gewiß kommt das Gewäsch von dem schuftigen Pfefferling her, aber heraus soll es jetzt — oder —"

Er schlang den Lederriemen, — die Frau neigte trotzig den Kopf, als wollte sie die Mißhandlung ruhig hinnehmen.

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet, ein junges Mädchen von 20 Jahren trat mit einer Schüssel herein. Es war eine hübsche, zierliche Erscheinung, viel zu zierlich und zart für diese Umgebung, sie hätte viel eher ins Schloß gepaßt, als hier in diese eisige Mansarde, wie es der ehrliche Schubflücker auch fühlte, als er den Riemen hastig hinwarf und sein eben noch so finsternes Gesicht sich sonnig verklärte.

"Guten Morgen, Ohm!" rief sie fröhlich; hier ist's kalt, kommt rasch an den Tisch, die Supp' ist jaust so gut wie ein heißer Ofen."

"Eine Suppe," schmunzelte Meister Christel, — "sieh', das hast du gut gemacht, Christinel! Der Wind hat's Feuer im Ofen ausgeblasen, nun werde ich nach innen heizen. Ach, der Tausend ja, das riecht jaust wie in des Königs Küche, eine Bieruppe, wie hast du denn das Kunststück fertig gebragt, Christine, mein Goldkind?"

"O, ganz ohne Hexerei, nicht wahr, Muhme?" lächelte das junge Mädchen, unter den einen Fuß des alten, wackeligen Tisches einen Holzspahn schiebend und die Tranlampe mitten auf den Tisch stellend; "ich habe das Glüd gehabt, für die Frau des königlichen Ofenheizers ein

Kamisol zu nähen, eine ganz obarte Kindersack, Ohm! Du wirst die Flickenreien dafür bekommen, sie hat mich gern —"

"Ja, wer sollte dich nicht gern haben, du bist ein gutes Kind," schaltete der Schubflücker gerührt ein.

"Nun sieh', was ich für ein Glüdskind bin," fuhr Christine fort, als man sich zum Essen bergelassen. "Als ich der Frau Ofenheizers das fertige Kamisol hinbrachte, mußte ich eine große Flügelhaube zurecht machen, weil die Arbeit über die Maßen gelang, also, daß sie einen blanken Taler gab. Nun wollte ich eigenlich für dieses Geld Euch und noch jemand anderem eine heimliche Weihnachtsfreude bereiten haben, denn heute ist heiliger Abend, — aber was gilt's, Ohm, eine warme Suppe für uns und die Kinder und ein geheizter Ofen ist doch die beste Weihnachtsfreude."

"Du gutes, braves Kind!" sprach Meister Christel, ihr gerührt die Hand reichend; "soll Gott dir vergelten. Und du wußtest denn nicht, Mutter?" wandte er sich an die verlegen und unmutig dreinschauende Frau: "sprich, du wußtest von dem Taler und seiner Anwendung?"

"Nun ja, freilich wußte ich davon, — daß ich Christine die Freude verderben?" stieß Lisbeth trotzig hervor; "vielleicht erfährt's jemand anders in Schlessien auch und dann ist sie noch ganz närrisch und verräuchert von dem Loben und Schöntun. Was mich betrifft, so sage ich, die Christine hat nichts weiter ihrer Pflicht getan, die gar kein Lob verlohnt, wer ihr von Kindesbeinen an Brot und Kleidung gegeben, hat ein Anrecht auf Dank und Wiedervergeltung, so meine ich, und wenn auch noch so grimmig dreinschaust, Christel."

"Die Muhme hat recht," rief Christine, Ohm freundlich die Wange streichelnd; "hätte auch nicht davon geredet, wenn ich nicht gewußt, um nicht in bösen Verdacht wegen der verbliebenen Geld zu kommen. Aber nun laßt es sein, sonst wird die Suppe kalt und mit dem Essen ist's aus."

Eine kleine Weile hörte man nichts als Klappern der hölzernen Löffel, dann hörte Meister Christel plötzlich auf zu essen und schaute ängstlich: "Nun bleibt am Ende nichts für die Kinder übrig, und die armen Keinen werden hungrig genug sein."

"O, die sind nicht vergessen," lachte Christine gutmütig, wobei sie zwei Reihen tadellos geordnete Röhre zeigte; "ich hab' für jedes eine gute Portion gekocht, die Muhme kann's bezeugen."

"Ja, das ist wahr," lächelte diese, welche Grund eine gute Mutter und Gattin, und hinsichtlich der Versorgungsart der Christel sehr oft, besonders in letzter Zeit, wo sich der Gerichtschreiber Pfefferling bei ihr eingemietet hatte, ungerecht und zänkisch war.

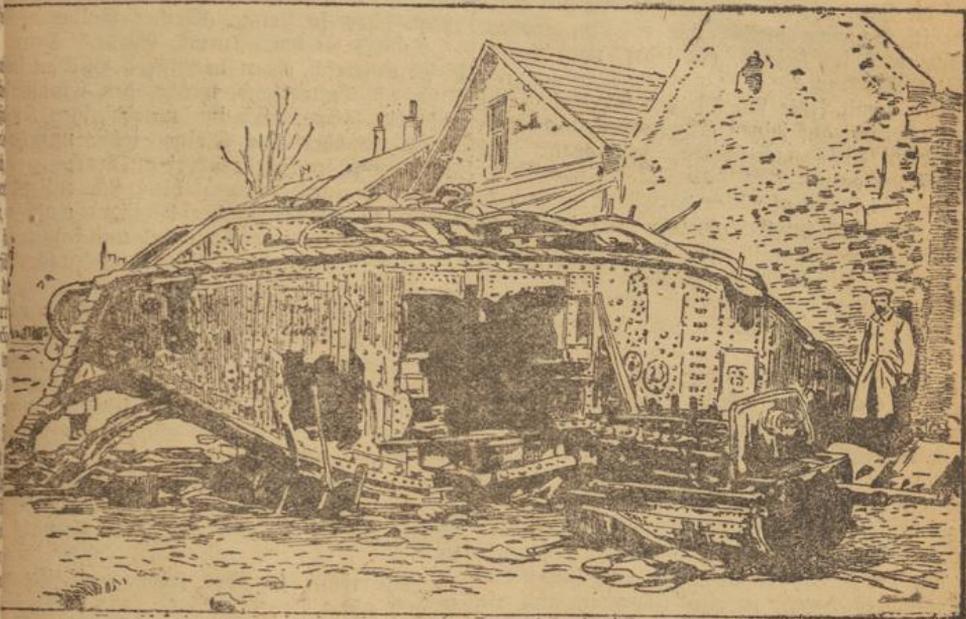
„Nun, dann gesegn' es Gott,“ sprach der Schuhflücker, seine Hände andächtig faltend, „mir ist's geschmeckt wie noch nie, und gewärmt ist er ganze Körper, als hätt' ich einen Wunderantl bekommen. Das macht, Christine, weil deine Suppe mit Liebe hast gewürzt, da ist Gottes Segen doppelt auf der Speise, für welche ich ihm aus vollem Herzen meinen Dank sage.“

Und Meister Christel betete still ein Vatersefer, und die beiden Frauen beteten schweigend mit.

Als Frau Lisbeth die Schüssel hinausbrachte, rief der Schuhflücker leise, seines Liebblings

herum. Sieh', Kind, das hat mich an dem Leuthard so gefreut, daß er, ein Schlesier, sich zu uns hält und unseres Königs Fahne folgt; dafür müßte er noch ganz apart vom Könige belohnt werden.“

„Wer weiß, wie's kommen kann!“ lächelte Christine schelmisch. „Die Frau Ofenheizerin im Schlosse ist meine Gönnerin, ich stehe also mit einem Fuße in des Königs Nähe; — habe den Brief an den guten Leuthard auch schon fertig geschrieben, morgen geht ein Kurier ab nach Schlessien, da will die Frau Ofenheizerin mir den Brief, wenn's irgend geht, mit besorgen.“



Zerförter englischer Lauf in Rumilly bei Cambrai.

nde freckelnd: „Höre, mein Täubchen, wie er's, wenn du dem Leuthard einen schönen Brief zum neuen Jahre schriebeßt? Du verstehst das ebensogut wie ein Studierter, hast du Schreiben ja von ihm gelernt.“

„Ach ja, der gute Leuthard,“ seufzte Christine, er hatte viele Mühe mit mir, bis ich's heiff — er freilich — o, Vater Christel! Ihr ist gar nicht, wie schrecklich klug der Leuthard — denkt Euch, er versteht sogar Griechisch und Latein, — aber ich darf's nicht verraten, niemand als ich allein weiß es, was er seiner alten Mutter hat opfern müssen.“

„Nun ist er ja wohl in ihrer Nähe, — die Mutter wohnt doch da irgendwo bei Breslau

„Das ist ja prächtig, mein Goldkind!“ rief der Meister fröhlich, — „lass' dich nur nicht von der Ruhme, beschwahren von wegen dem Gerichtsschreiber, dem Pfefferling, — will lieber mich schinden und plagen bis in die sinkende Nacht, als dich, das Täubchen, diesem Raubvogel in die Klauen werfen.“

„Ja, Vater Christel, lieber sterben, als ihn zum Manne!“ beteuerte das junge Mädchen. „Wenn er uns den heutigen Tag nur nicht mit seiner Gegenwart verdirbt! Gewiß kommt er mit Geschenken —“

„Mag er wieder mitnehmen,“ sprach der Schuhflücker energisch, „und geht er nicht freiwillig, dann gebrauche ich mein gutes Haus-

recht, das unser König geehrt und respektiert sehen will, in der Dachstube so gut wie drüben in seinem Schlosse. Ja, hätten wir nicht solchen König, könnt' man so einen Federfuchser wohl fürchten, aber siehst du, Christine! ich kann in des Königs Fenster sehen, bin also sozusagen sein Nachbar, und der König ist immer so früh schon aus den Federn wie ich, der hat's auch eilig und noch mehr Sorgen als ich. Denn was mir der Hunger, die Schulden und der Schuft von Gerichtschreiber, sind ihm seine Gegner, welche ihm Schlessien nehmen wollten; wir haben alle unser Kreuz, der König so gut wie der arme Schuhlicker. Und wenn's mir der Gerichtschreiber zu arg macht, dann setze ich ihn vor die Thür, wie es unser König mit den Herren in Schlessien macht; wie er's im großen, mache ich's im kleinen, ein jeder nach seiner Weise, Punktum."

Und damit setzte sich Meister Christel Goldmann wieder auf seinen Schusterbod, um durch doppelten Fleiß nachzuholen, was er an Zeit soeben verloren.

Und die Stunden rücken vorwärts, — es war Tag geworden im Schloß, wie oben im Dachstübchen; der Herrgott macht keinen Unterschied, er sendet sein Licht in gleichem Maße dem Mächtigsten und Reichen wie dem verstoßenen Paria der Erde. Hüben und drüben waren die Lampen erloschen, für den armen Meister Christel ein reiner Gewinn; und während drüben im Schloß der König seinen Regierungsgeschäften oblag und mit den Rabinettsräten verhandelte, hielt der Schuhlicker große Musterung in seinem Reiche und zählte die Häupter seiner Lieben, welche mit leuchtenden Blicken nach der Schüssel schauten, deren duftender und dampfender Inhalt alle Sinne wach rief.

Der älteste Goldmann zählte zehn Jahre und so ging es herab, je ein Männlein und ein Fräulein, bis zum einjährigen Goldmännchen, das auf der Mutter Schoß strampelte und mit energischem Geschrei seinen Anteil von der Weihnachtsuppe verlangte.

Sieben Häupter zählte die stattliche Schar, und wenn sie dem armen Schuhlicker den Kopf zu heiß machte, dann nannte er sie auch seine bösen Sieben; nun, es gehörte in der That die volle Liebe eines Vaters dazu, um rastlos so unverdrossen zu schaffen und zu flicken für so viele hungrige Magen.

Heute blieb die ganze Gesellschaft daheim, es war ja heiliger Abend und deshalb keine Schule, und auf der Straße konnte es kein Hund heute anschalten.

"Schöne Aussicht," brummte der geplagte Meister, "könnten heute auch gerne Schule halten."

"Heute?" rief der Erstgeborene entrüstet aus, "na Vater! Er weiß ja noch weniger als der König, der nicht einmal weiß, daß wir am Mittwoch- und Sonnabendnachmittag freihaben. Heute gehen nicht einmal die Seiden zur Schule."

"Maul halten, du Weisheitspiegel! — Laß mir den König in Ruhe, sonst bläue ich dir den Respekt auf den Buckel ein. Da kloppst noch nicht gemückt, ihr Rangen!"

Langsam öffnete sich die Thür und gravitätisch trat ein kleines, dürres Männlein mit einem mächtigen Kopf in das Stüblein.

"Einen schönen guten Morgen alle zusammen!" sprach der Herr Gerichtschreiber Pfeffling, denn niemand anders war der Besuchsling, "Nun schon so fleißig, Meister Goldmann?"

"Schon? — hm, kuriose Frage," brummte dieser unwirsch, einen feindlichen Blick zu seiner Frau hinüberwerfend, welche, den Einjährigen auf dem Arme, sich in untertänigen Knien übte, worüber der Kleine sehr ungehalten wurde und in Zetergeschrei ausbrach.

Der Gerichtschreiber hielt sich entsetzt die Ohren zu, während der Meister entschlossen seine Arbeit hinlegte, sich erhob und kurz fragte: "Was steht zu Seinen Diensten, Herr Gerichtschreiber?"

"Hm, ich sehe die Jungfer Christine nicht," bemerkte das Männlein, den Kopf so rasch hin und herdrehend, daß der gewaltige Kopf die possierlichsten Sprünge machte und der Erstgeborene in ein krampfhaftes Nichern verfiel, was ihm von der Mutter einige nicht unerhebliche Rippenstöße eintrug.

"Nun, wenn Er die Christine nicht sieht, verkehrt der Meister, dann hat Er gesunde Augen, ich sehe sie auch nicht, weil sie nicht da ist."

"Ich möchte sie aber sehen, weil ihr mein Besuch gilt."

"So, so, das ist kurios," lachte der Schuhlicker ingrimmig; jag' Er's mir nur, was auf dem Herzen hat, Herr Gerichtschreiber, Ich vertrete Vaterstelle an ihr und kann schon die rechte Antwort geben."

Frau Lisbeth roch den Braten und hatte nichts eiligeres zu tun, als die ganze Kindegemeinschaft in das enge Kämmerlein zu bringen und ohne mütterliche Strupel einzusperren. Der Einjährige genoh den Vorzug, seinen Standpunkt auf der Mutter Arm behaupten zu dürfen, worüber die Eingesperrten ihre verschiedenartigen Gassen und Sentenzen jetzt gehindert vom Stapel ließen.

Als Frau Lisbeth wieder zurückkehrte in die Stube, war Christine soeben in die Szene getreten, und der kleine Gerichtschreiber, der in dieser ärmlichen Behausung notwendig

ine persona grata halten mußte, schon im  
sahrwasser einer Liebserklärung und regel-  
echten Werbung.

Er wurde mit keiner Silbe unterbrochen,  
as seinen Mut gewaltig hob. Dann herrschte  
ohl zwei Minuten lang ein heftliches Schwe-  
en, worauf Meister Goldmann ruhig sagte:  
"Gib deine Antwort ab, meine Tochter!"

"Nun, die ist kurz genug," versetzte Christine,  
Er kommt zu spät, Herr Gerichtschreiber."

"Wie? was? zu spät?"  
"Jawohl," bekräftigte der Meister, "zu spät  
ie Christine ist schon versagt, tut uns leid,  
er Gerichtschreiber! — aber es geht nicht  
ders."

"Christel! Christine!" rief Frau Lisbeth,  
eid ihr denn beide von Sinnen? Will sie  
illich die gute und respectable Versorgung  
on sich stoßen und auf den Soldaten hoffen,  
er in nächster Zeit schon erschossen sein kann?  
at das Mädchen kein Herz für uns und unsere  
armut, da sie uns für alles Gute —"

"O Ruhme!" unterbrach sie Christine in  
änen ausbrechend.

"Schweig, Weib! Du hast nichts drein zu  
den," schrie der Meister zornig, "nimm dich  
sammen, ich swasse in dieser Sache nicht. Und  
un, Punktum, Herr Gerichtschreiber! Ich  
nte, wir haben deutlich genug gesprochen."

"Ich will der Jungfer Bedenkzeit geben,"  
eine Pfefferling, seine Wut verbeißend.

"Nü unnüß, — länsst bedacht, ein Wort, ein  
Rann. Und nun, Gott befohlen, Herr Ge-  
chtschreiber! hab' keine Zeit für unnüßes Ge-  
lauder."

Frau Lisbeth wollte in Ohnmacht fallen,  
doran zum Glück der Einjährige sie verhin-  
erte, während der Gerichtschreiber mit kirsch-  
stem Gesicht sein Hütchen zusammendrückte  
und mit verbissener Wut sprach: "Müßt doch  
och Zeit haben, Meister Goldmann! für einige  
Worte, die Euch wohl unnüß dünken werden."

"Ich habe hier einen Schuldschein von dreißig  
Dalern, den ich von einem gewissen Lederhänd-  
er hier zum Eintreiben übernommen habe. Werdet  
als ordentlicher Hausvater den vierundzwan-  
zigsten nicht vergessen und das Geld beisammen  
haben. Wo nicht, bin ich als Gerichtschreiber  
beruigt, einen Exekutor zu holen und die Schätze  
hier aufschreiben zu lassen."

Der arme Meister starrte bald auf den ver-  
hängnisvollen Schuldschein, bald auf den bos-  
haft grinsender Gerichtschreiber, der mit die-  
sem corpus delicti ihm die Pistole auf die Brust  
setzte.

"Nun," fuhr dieser spottend fort, "soll ich  
das Geld haben?"

"Zeigt her," stieß der Meister wild hervor,  
es kann nicht sein, am heiligen Abend, — das

tut ja kein Türke. Herr Mehling versprach  
mir, bis nach Neujahr damit zu warten."

"Ja, was verspricht man nicht, lieber Mei-  
ster! Herr Mehling muß heute sein Geld haben,  
oder —"

Er ließ den Blick bedeutungsvoll in dem Stübchen  
umherlaufen.

"Ich geh' selber zum Herrn Mehling, er muß  
mir sein Wort halten; der Henter hole solche  
Streiche!"

Er warf die Arbeit von sich, klopfte sein  
Schulleder ab und wählte seinen Rod aus der  
Kammer holen.

Der Gerichtschreiber hielt ihn zurück. —  
"Erkennt Ihr den Schuldschein an, Meister?"  
fragte er lauernd.

"Ja," versetzte dieser trozig.

"Nun wohl, Euer Weg ist nutzlos. Ihr  
trefft Herrn Mehling nicht zu Hause. Nur  
ein Mittel gibts, Euch zu retten."

"Nun, kann's mir denken."

"Gebt mir Christine zum Weibe und der  
Schuldschein ist zerrissen."

"Judas!" murmelte der Meister, ihn heftig  
von sich schleudernd.

"O, welch ein Troh!" jammerte Frau Lis-  
beth. "Er opfert lieber seine armen Kinder,  
lieber uns alle, als daß er die rettende Hand  
ergriffe. Christinchen, mein Kind, stoße dein  
Glück nicht von dir, errette uns, deine zweiten  
Eltern!"

"Vater Christel, bleib hier!" sprach das junge  
Mädchen, welches bislang wie in einer Betäu-  
bung dagestanden, plötzlich sich entschlossen auf-  
richtend, "dieser Schuldschein verändert die  
Sache, — ich heirate! —"

"Schweig, du törichtes Kind, das nicht weiß,  
was es spricht," schrie der Meister, drohend die  
geballte Faust erhebend. "Du hast keinen Wil-  
len, ich bin dein Vater und Vormund. Und  
Er, Herr Gerichtschreiber, scher' Er sich seiner  
Wege, bis ich von meinem Gläubiger heimge-  
kommen, so lange respektiert Er mein Eigentum,  
oder ich fasse mir ein Herz und denke daran,  
daß der König mein Nachbar ist und gesagt:  
Ich muß auch die armen Leute hören, denn  
dazu bin ich da."

"Oho, poche Er ja nicht auf den König," rief  
höhnend Pfefferling, sich in die Brust werfend;  
"der ist in derlei Dingen genau wie sein Vater,  
die hochselige Majestät, und kann das Schulden-  
machen auf den Tod nicht leiden. Da käme Er  
just vor die rechte Schmiede, Meister Goldmann,  
und könnte sich auf eine gute Evisfel gefahrt  
machen. Nein, nein, Er sei kein solcher Narr  
und Trohkopf, und geh' Er nach, da doch die  
Jungfer Christine Vernunft annimmt."

"Ja, verwirrt hat Er das arme Ding ge-  
macht," schrie der Meister; "ich aber will sie zur

Bernunft bringen und die dummen Gedanken aus dem Kopfe vertreiben. Der Wortbruch ist vor dem Herrgott schon ein Meineid und ich verwerfe ein solches sündhaftes Opfer. Lieber mögen sie mich einsperren, da nimmt alles ein Ende, und wo die Not am höchsten, ist Gott im Himmel am nächsten, Punktum."

Christine warf dem guten Ohm einen dankbaren Blick zu und dieser schritt, nachdem er seinen Rock übergeworfen, wie ein Sieger hinaus.

Als seine Schritte verhallt waren, versuchte es die Mutter und Pfefferling, welcher nachlässig mit dem Schultscheim spielte, wiederholt

Sie stürzte hin, um die Kammer zu öffnen, während Christine ihr rasch den Einjäger, der ebenfalls aus Leibeskräften schrie, abzuwenden und diesen in dem allgemeinen Geheul zu beruhigen suchte.

Im nächsten Augenblick stürzte das halbe Dutzend hoffnungsvoller Sprößlinge wie ein Rudel Hunde in die Stube; aber beim Anblick der fremden Gäste wurden sie mäuschenstill und zogen sich erschreckt in einen Winkel zurück.

Der Gerichtschreiber lächelte boshaft beim Anblick der Kinder und nahm dann blöthlich den Korb, welchen der Fremde in die Stube niedergelegt. Er öffnete denselben und begann aus-



Maschinen-Kanone zur Abwehr feindlicher Flieger. Links die Geschosstrommel.

Sturm auf Christine zu laufen, sie schlug alles siegreich ab mit den Worten: „Ich warte bis der Vater Christel zurückkehrt.“

„Aber ich warte nicht darauf,“ sprach Pfefferling ingrimmig, indem er das Fenster öffnete und auf dem Finger pfiß.

Nach einigen Augenblicken ertönten Schritte auf der Treppe. Die Thür wurde geöffnet und mit einem Angstschrei prallte Frau Lisbeth zurück, — der Exekutor stand auf der Schwelle, hinter ihm tauchte die Gestalt eines Mannes auf, welcher einen Korb trug. Im selben Augenblick ertönte ein fürchterliches Gepolter und Geschrei aus der Kammer, worin die Kinder eingesperrt waren.

„Nun bricht alles Unglück auf einmal über uns los,“ jammerte die Mutter; „o, ich Unglückseligste!“

zupacken, Spielsachen und Näscherien aller Art welche noch niemals in dieses Dachstübchen gekommen waren.

„Ah, ah,“ tönte es aus dem Winkel beim Anblick dieser Herrlichkeiten und auch Frau Lisbeth konnte einen Ausdruck der freudigen Überraschung nicht unterdrücken.

„Na, ihr kleinen Rangen, kommt her und beschaun euch die Dinge, aber nichts anrühren!“ rief Pfefferling triumphierend.

Eins nach dem andern kam aus dem Winkel hervor und weidete sich an der Pracht. Der Gerichtschreiber legte beide Hände darauf und sagte: „Alle diese schönen Sachen gehören auch liebe Kinder, wenn die Jungfer Christine meine Bitte erfüllt. Tut sie's nicht, dann packe ich die ganze Bescherung in den Korb und ihr könnt euch nicht allein den Mund wischen, sondern wir

„Nun alles mit, was unter diesen Lumpen noch irgend Wert hat, — von euch kann ich eilich nichts gebrauchen. Nun, Jungfer Christine, sollen die Kinder die Bescherung haben? In Ihr liegt's allein, Sie hat das Lachen und seinen dieser Familie in Ihren Händen.“

„Warte Er doch so lange, bis der Dhm zurückkehrt!“ bat sie leise.

„Um mich noch zum Überfluß hinauszuwerfen lassen? O nein, Jungfer! hier heißt's: Enteder — oder!“

Christine sah die bittenden Augen der Kinder, welche sich bald auf sie, bald wieder begehrt auf die schönen Sachen richteten; sie dachte die Freude, an all' das Glück, welches ihr untzähllich urplötzlich hervorzaubern müsse, und sollte just mit wahren Selbennute ihr Jawort sprechen, als wieder geklopft wurde und auf r bedeutendes Herein! ein königlicher Lakai schien, welcher verwundert in dem kleinen, it Menschen buchtäblich überfüllten Raume nherblickte und dann nach dem Schubflücker agte, der hier wohnen solle.

„Mein Mann ist inuement ausgegangen,“ riefte Frau Lisbeth mit einem unterwürfigen ier; „kann ich's nicht an ihn ausrichten?“

„O ja, der Meister soll sogleich vor Er. Majestät dem König erscheinen, aber ohne Umnde.“

„Hilf Heiland, hat mein armer Christel denn is verbrochen?“ jammerte Frau Lisbeth, außer h die Hände zusammenschlagend. Und wie auf n Kommandowort fingen alle Kinder von rne an zu schreien, ein Chorus, welcher selbst n königlichen Lakai fast zur Flucht trieb.

„Vertrachte Schreibhülle,“ schalt er, „wollt ihr eich ruhig sein! Hat sie verstanden, Frau? Es ist des Königs Befehl.“

„Aber mein Mann ist nicht daheim.“

„So sag' Sie's ihm gleich, wenn er nach aufse kommt.“ —

Und der Lakai stieg behutsam die Hühner-eige hinab. —

„Zum König? der Schubflücker?“ murmelte er Gerichtschreiber verdutzt; „was hat das zu edeuten? Nun wird's immer bedenklicher,“ hr er laut fort, „gewiß ist der Meister ver-latscht worden und der König will ihn persön-ich ad coram nehmen. O weh, o weh!“

„Kann Er dabei raten und helfen, Herr Ge-richtschreiber?“ fragte Christine mit zuckenden Lippen.

„Ich? Nun, das versteht sich wohl von sel-ber, ich bin des Herrn Präsidenten rechte Hand, der König kennt mich persönlich; was an mir liegt, so will ich sicherlich die Sache zum Besten senten, doch nur unter der einen Bedingung, Jungfer Christine!“

„Nun denn, Kinder, nehmt —“

Sie hielt erschreckt inne, als sie die laute Stimme des Dhm's vernahm, welcher heftig die Türe aufriß und den Gerichtschreiber mit einem Donnerwetter überschüttete. Hinter ihm schaute das lachende Gesicht des Lakaien durch die Tür, der ihm auf der Treppe begegnet war, und sogleich den Schubflücker in ihm genötigt hatte.

„Ist denn der Judas noch immer da?“ schrie Meister Goldmann, „und was soll diese Bescherung? Will er damit zur Sünde verlocken? Hinaus, oder ich gebrauche mein Hausrecht!“

„Im Namen des Gesetzes!“ sprach der Gerichtschreiber feierlich, „kann Er diesen Schuldschein, der auf den 24. Dezember lautet, einlösen, Meister Goldmann?“

„Nein und dreimal nein!“ schrie dieser; „hab' auch keine Zeit dazu, da ich zum König kommen soll, — und der König geht über das Gesetz, Müsje Pfefferling!“

„Dann tue er seine Pflicht, Exekutor!“ fuhr der Gerichtschreiber fort, „wir stehen hier im Namen des Gesetzes, welches der König respektiert sehen will.“

„Galt!“ rief der Lakai dazwischen, „nichts angerührt, bis der Meister vom Schloß zurück ist. Se. Majestät könnt's Ihm übel austreichen, wenn Er seine Befehle unters Gesetz stellt.“

„Nun denn, wir wollen so lange warten,“ sprach Pfefferling mit verbissenem Grimm; nachher kommen wir an die Reihe und da heißt's: Friß Vogel, oder stirb!“ —

Meister Goldmann ging mit dem Lakai, so wie er war, ohne Umstände, wie der König gesagt hatte. Er fürchtete sich nicht, sondern hatte das Herz auf dem rechten Fleck, obgleich er nur ein armer Schlucker war.

Jetzt stand er vor König Friedrich, vor dem Manne mit dem durchdringenden Blick, der in seiner Jugend genugsam erfahren, was Unglück und Jammer hieß, der unzählige Male sich das Los des ärmsten Mannes gewünscht hatte, als sein Herz blutete unter der eisernen Buchente eines harten Vaters.

Einige Minuten schaute der König unerbwardt den Schubflücker an, der diesen Blick furchtlos ansah. „Sag' Er mir doch, mein lieber Meister,“ begann Friedrich, „warum Er so viel unnützes Licht verbrennt? Ich mag noch so spät oder früh hinschauen, immer brennt da hoch oben in Seiner Dachstube ein Licht.“

„Ei, ich verbrenne nicht mehr Licht, als Ew. Majestät!“ versetzte der Schubflücker unerschrotten; „geht's mir doch just so, hier im Schloße brennt's auch spät und früh. Da denke ich mir allemal, der König muß ebenso viel arbeiten wie du, und bin mit meinem Los zufrieden.“

„Sieh', sieh', das ist Logik und ganz verständig gedacht,“ lächelte Friedrich; „so muß Er also viel arbeiten? Die Not treibt ihn dazu?“



Fragmentary text from the left margin, including words like 'Herrmann', 'Christine', 'Lakai', 'König', 'Friedrich', 'Pfefferling', 'Goldmann', 'Lakai', 'König', 'Friedrich', 'Pfefferling', 'Goldmann'.

„Ja, Majestät! — Ich habe viele Kinder und kann kaum soviel erwerben, sie zu ernähren, ob ich gleich alle meine Kräfte dazu verwende. Und dann möchte ich sie gern, besonders meine Jungen, ordentlich groß ziehen, daß sie einst brave Soldaten würden und tüchtig vom Leder ziehen könnten; denn dabei kommt mehr Ehre und Geld heraus, als das Schuhleder zu flicken.“

„Sieh', sieh', das freut mich,“ lächelte Friedrich; „wo ein solcher Geist im Volke lebt, ist das Vaterland unüberwindlich. Brav, mein wackerer Meister! Er verdient's, daß ich Ihn unter die Arme greife in der Erziehung Seiner Jungen, ich fördere nur mein eigenes Interesse dabei. Hat Er noch einen besonderen Wunsch, den Er mir vortragen könnte, dann spreche Er so dreist heraus, wie vorhin, ich kann das Duckmäusern und hinter'm Berge halten auf den Tod nicht leiden und liebe das Frisch von der Leber weg Sprechen.“

„Nun wohl, dann will ich alles Eurer Majestät erzählen,“ sprach Meister Goldmann entschlossen, wenn Sie mir auch, wie der Gerichtschreiber meinte, eine derbe Epistel halten würden. Heraus soll es auch das mit der Christine.“

„Hoho! Spielt auch in der Dachstube ein Frauenzimmer?“ rief der König, die Augenbrauen zusammenziehend; „so, hat Er kein gutes Gewissen, Meister?“

„Wie man's nehmen will, Majestät!“ antwortete dieser ruhig, „ich habe Schulden.“

„Die ich Ihn jetzt nicht bezahlen kann, da ich selber Geld gebrauche,“ fiel Friedrich barsch ein.

„Verlange ich auch nicht, Majestät! Ich wollte nur beweisen, daß auch ein ehrlicher Mann, wenn er viele Kinder und kein Geld hat, in Schulden geraten kann.“

Der König nickte lächelnd und der Schuhleder erzählte sein Leid und seine Angst von Anfang bis zu Ende.

„Pfefferling?“ wiederholte der König nachsinnend. „Habe ich den Namen nicht schon gehört? — Ah, richtig, ein Gerichtschreiber, so ein durrer Windhund, der nach oben kriecht und schweißwedelt und nach unten Fußtritte ansteilt. Kenne den Patron, ist schon Klage darüber geführt, des Präsidenten rechte Hand, durch dessen Willkür erst neulich das Recht zu Unrecht gestempelt worden. Warte, Patron, — warte, du sollst die Hand schon fortlassen von der Braut eines braven Soldaten. — Sind also noch in Seiner Wohnung, der Gerichtschreiber und der Exekutor?“

„Sollten meine Rückkehr erwarten, Majestät!“

„Gut, ich will Ihn etwas mitgeben, Meister, um das Geschmeiß zu verjagen. Wie heißt doch der Christine ihr Bräutigam?“

Karl Venthard beim Dragoner-Regiment Bahreuth, dermalen in Schlesien.“

„Woher stammt er?“

„Aus Schlesien, Majestät!“

„Er, was Er mir sagt, ein Schlesier?“

„Ja freilich, und dabei ein grundgelehrter Mann, der Latein versteht wie ein Pastor.“

„Ein Schlesier,“ wiederholte Friedrich, „das ist mir lieb zu hören, er soll den Stamm dieses Landes bilden in meiner Armee. Leben seine Eltern denn noch?“

„Nur seine Mutter, für welche er Soldat geworden. Die bösen Klatschmäuler wollen wissen, er sei nicht von ehrlicher Herkunft, — es läge Lüge und kommt alles von dem Gerichtschreiber her.“

„Mir gleich, Meister!“ lächelte der König „in meinen Augen gilt nur der Mann, alles übrige kümmert mich nicht.“

Er ging an seinen Schreibtisch und warf einige Worte auf's Papier, welches er dem Meister für den Gerichtschreiber einhändigte.

„So, das geb' Er dem Patron, und was Gott befohlen, Meister!“

Dieser schritt ebenso stolz wie der König aus dem Schlosse und stieg mit einer Art Majestät die schmalen Stiegen zu seiner Wohnung empor.

Drinne herrschte Totenstille. Christine hatte sich zu den Kindern gesetzt und sie mit bittenden Worten auf des Vaters Heimkehr getröstet. Sie vermochte mehr über die kleinen Gemüther als die Eltern, und es gelang ihr, die sehnlichstigen Augen von den angepackten Heulichten abzuführen, — sollte sie ihr ganzes Lebensglück für einige Mäschereien verkaufen?

Der Gerichtschreiber trommelte an den Pfisterscheiben, wobei er mit dem Exekutor stärkte, während Frau Lisbeth sich mit dem kleinen Einjährigen, der sich endlich müde geschrien hatte, zu schaffen machte.

Mit festen, selbstbewußten Schritten trat Meister Goldmann in die Stube, warf einen triumphierenden Blick auf Christine und trat dann auf den Gerichtschreiber zu.

„Dies sendet der König Ihn,“ sagte er langsam, „Er soll's hier in unserer Gegenwart lesen.“

„Der König — mir?“

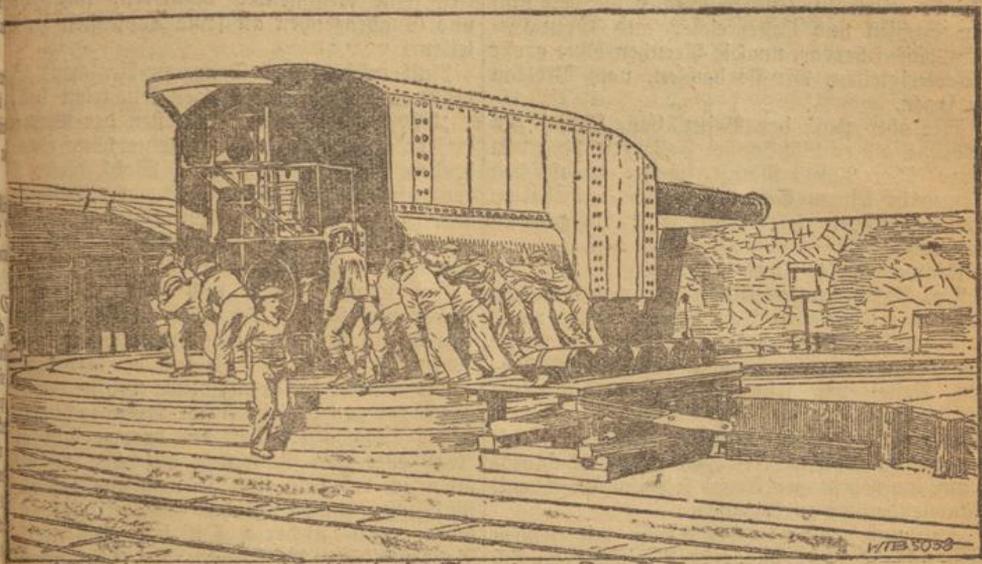
Her Pfefferling zitterte doch ein wenig, als er das Papier entfaltete, und wurde kreideweiß beim Anblick der königlichen Schriftzüge, welche ihm wohlbekannt waren. Doch hütete er sich wohlweislich, das königliche Handschreiben vorzulesen, das für ihn des Geyffertens so viel enthielt, daß es ihm in allen Farben vor den Augen spielte und seine dürre Gestalt noch mehr einzuschrumpsen schien. —

Er hustete einige Male, bevor er ganz leise und kleinlaut sagte: „Se. Majestät haben Sie in Gnaden bewogen gefunden, Sein Fürwort einzulegen, Meister Goldmann! — Ich will die Schuld mit Herrn Mehling ins reine bringen, meinen Dank lieber Meister! Des Königs Wunsch ist mir, seinem treuesten Diener, allem Befehl. Wünsche der Jungfer Christine viel Glück zu Ihrem Bräutigam; eine gewungene Ehe gibt kein Glück. Und die Kinder sollen sich an dieser Bescherung nach Herzenslust und ohne alle Bedingung verlustigen.“ „Dante schön! Herr Gerichtsschreiber!“ verzogte Meister Christel mit einem leisen Anflug in Hohn; „die beiden ersten Teile Seiner

tollen Wirbel hineingezogen. Dazwischen aber tönte seine Stimme bis auf die Straße hinab: „Hoch lebe der König!“

Und der Winter verging mit seinem grim-migen Noth, seinem Eis und Schnee, mildere Lüfte zogen in's Land und brachen die starre Rinde von der Mutter Erde, daß sie unter dem Kuß des warmen, belebenden Sonnenstrahls aufwachte zu neuer Lust, zur Frühlings-wonne, und ihre Boten voranschickte, die lecker Schneeglöckchen, welche ihn einläuten sollten, den blütenreichen Lenz.

Der März war da, welcher sich gewaltsam losrang aus der Umarmung des starren Ge-fellen.



Auf einer Strandbatterie in Flandern. Das Geschütz wird gedreht.

rede sind mir ganz angenehm, das letztere muß ich mir verbeten haben, dieweil meine Kinder sich nicht den Wagnen an derlei Krimskrams ver-erben sollen. Nehm Er die Bescherung nur wieder mit, Musje Pfefferling, Punktum.“

„Meinetwegen,“ grunzte dieser, die schönen Sachen, wonach die armen kleinen Kinder so raurig sehnsüchtige Blicke warfen, mit wüsten-der Haß in den Korb packend und ohne Gruß mit seiner Begleitung die Wohnung verlassend.

Und als man sie nicht mehr hörte, da nahm der Meister den ersten besten Sprößling, der ihm zunächst stand, und sprang mit ihm wie ein Bessener in dem Stübchen umher. Die Freude ist ansteckend, bald sprang und jubelte Groß und Klein durcheinander, und selbst Frau Lisbeth wurde von dem überglücklichen Schuß-flücker mit dem schlafenden Einjährigen in den

Zu der Wohnung hatte es sich in diesen wenigen Monden auffällig verändert. Eine ge-wisse Wohlhabenheit blickte aus der ganzen Ein-richtung des Stübchens, aus den blühenden Ge-sichtern der Kinder und ihrer sauberen Kleidung, wie aus den fröhlichen Augen des Meisters, der seine Werkstätte mit zwei Gesellen vermehrt hatte, ein Zeichen, wie stark seine Kundschaft geworden.

Frau Lisbeth wirtschaftete munter umher, von der fröhlichen Christine unterstützt, welche trotz des herannahenden Krieges, der mit dem Erwachen des Frühlings wieder beginnen sollte, ihre Heiterkeit nicht verlor, wenn ihr sehnsüch-tiges Herz auch in Schlessien weilte, wo der Ge-liebte blutige Rosen pflücken sollte, um sie ent-weder für sie zum Brautkranz oder für sich selbst zum Totenkranz zu winden.

Und jetzt steht auch König Friedrich wieder in Schlesien an der Spitze seiner Armee, welche ihn jubelnd begrüßt, um mit seinen tapferen Soldaten zu neuen Siegen zu eilen. Und wohnt seine Unwesenhaftigkeit, welche einen unwillkürlichen Zauber ausübte auf die Armee, not, da seine Gegner schon wieder die Herren in Schlesien spielten und immer weiter und weiter vorzudringen.

Da mußte zur Tapferkeit sich die Klugheit und List des Feldherrn gesellen; mit dem Anschein, als suche er eine Schlacht ängstlich zu vermeiden, gelang es ihm, seine Dränger, den Prinzen Karl von Lothringen, zu dem Irrtum zu verleiten, als werde er bei Annäherung der Feinde retririeren. Und so brachen die vereinigten Sachsen und Oesterreicher aus ihren Gebirgspässen hervor, um die Preußen ohne große Schwierigkeiten, wie sie dachten, nach Breslau zu jagen.

Wie aber war der Prinz von Lothringen erstaunt, als er plötzlich bei Hohenfriedberg von einer über 60 000 Mann starken preussischen Armee in seinem Siegeszuge sich aufgehalten und gezwungen sah, sofort zur Schlacht zu schreiten.

Es war am 4. Juni 1745.

Das Morgenrot verkündete die ersten Strahlen des erwachenden Tages, alles ruhte rings noch im Arme des Schlummers, kaum wagte sich hier und da ein Vöglein aus dem schützenden Neste, um sein Morgenlied hinauszuschmettern in die duftende Luft.

Wie eberne Mauern stellen sich die Regimenter des großen Friedrich in Schlachtordnung, um des jungen Tages friedliches Licht mit Kanonendonner zu begrüßen.

Still und ernst hält der König mit seinem Generalstabe, um das erste Regiment an sich vorüberziehen zu lassen. Das Musikcorps bläst einen feierlichen Marsch nach der Melodie des Gefanges: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht!“

Friedrich erkennt die Melodie; tiefgerührt hört er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der sich immer mehr entfernenden und verhallenden Musik zu, und als die Sonne nun in ihrer Pracht strahlend am Himmel aufgeht, da wiederholte er laut die Worte: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht!“ Dann läßt er die Trommel rühren, der Donner der Geschütze erfüllt die Luft und der heiße Kampf beginnt.

Vorwärts, vorwärts, über Moräste und Gräben, furchtlos mitten in den Feind hinein, mit dem König an der Spitze gibt es kein Hindernis mehr.

Da wankte die Infanterie unter dem furchtbaren Angriff des Generals Daun, und mit Mißgeschick eilt Generalleutnant Gessler mit dem Dragoner-Regiment von Bayreuth hinter

die weichernde Infanterie, zwingt sie von neuem in der Feinde Scharen hinein und greift mit seinen Dragonern die feindliche Infanterie schwadronenweise an, und alles vor sich niederwerfend und niedermeißelnd, kehrt er sieggetrümmt mit 67 Fahnen und 2500 Gefangenen aus dem heißen Siegeskampfe zurück, der in fünf Morgenstunden von neuem entschieden, wer Schlesien besitzen sollte.

Die Schlacht bei Hohenfriedberg ist eine der denkwürdigsten Siege Friedrichs des Großen.

Der Donner der Geschütze war verhallt, die Siegesfanfaren ertönten, vermischt mit dem Stöhnen und Achzen der Verwundeten.

Der König hielt auf dem Schlachtfelde und ließ seine Regimenter defilieren, um Ehren- und Gnadenzeichen an seine Tapfersten zu verteilen.

Jetzt erschien das Dragoner-Regiment Bayreuth und Friedrichs Augen leuchteten heller. „Ah, da kommen die Bravsten der Braven!“ rief er aus; „ein jeder Einzelne hätte eine besondere Belohnung verdient. Wohl, dieses Regiment soll auch etwas ganz Besonderes haben, einen königlichen Gnadenbrief und Diplom, auf Pergament geschrieben, mit einem königlichen Wappen in Siegelwachs versehen.“

Er winkte zurück und der Gnadenbrief soeben von seinem Schreiber zierlich verfertigt wurde dem Regiment von Friedrich selber übergeben, als ein ewiges Zeichen der Dankbarkeit, damit es diese höchst rühmliche und in dem Angesicht der ganzen feindlichen Armee recht heldenmütig ausgeführte Tat des braven Dragoner-Regiments von Bayreuth auf der Weltöffentlichkeit besiegeln und dadurch aus besondern königlicher Gnade lättlichem Erkennen gegen die hohen und niederen Offiziere des tapferen Bayreuth'schen Regiments, dieses so herrlichen ungläublichen Meisterstück der erworbenen Kriegserfahrung, anjehö und bei der Nachwelt in beständigem Andenken erhalten und außerordentlich verewigen möge.

Der Generalleutnant Gessler wurde in den Grafenstand erhoben und die meisten Offiziere avancierten.

König Friedrich war ganz ungemein glücklich und heiter, wie noch nie. Plötzlich legte er den Finger sinnend an die Stirn und suchte in seinem Gedächtnis. — „Regiment Bayreuth, richtig, wie hieß der Christine ihr Bräutigam doch? — hm, hm, da wird der brave Burdich leicht herauszufinden sein. — Herr Major von Chapot, reiten Sie vor!“

Der Major hielt vor dem Könige, der ihn einen Augenblick wohlgefällig betrachtete.

„Herr Major!“ sprach er dann langsam mit erhobener Stimme, „ich habe Sie auserwählt zum Überbringer der Siegeszeichen nach Berlin.“

Sollten Sie mir den Gefallen erweisen, unter-  
wegs einen Absteher zu Ihrer Mutter zu  
sachen, um ihr einen Brief von mir zu über-  
bringen?"

Major von Chapot salutirte vor dem König  
und dankte in kurzen Worten, wie Friedrich es  
wollte; seine Belohnung war sicherlich die  
höchste.

"Noch eins, Herr Major!" fuhr der König  
fort; "haben Sie in Ihrer Schwadron  
einen Schlesier? Der Name ist mir entfallen,  
ich liegt mir daran, ihn kennen zu lernen, falls  
noch lebt. Er hat eine Braut in Berlin,  
ihren Namen Christine; vielleicht ist er daran  
erkenntlich. übrigen soll er auch ein Lan-  
ner sein."

Einen Augenblick dachte der Major nach,  
um rief er lebhaft: "Das wird der Schreiber  
des Herrn Obersten sein, Majestät!"

Ein Federfuchser; wenn ich's mir nicht ge-  
heißt! War also nicht bei der Bataille?"

"Zawohl, Ew. Majestät zu dienen, der Dra-  
goner Leuthard war einer der Tapfersten und  
trug den Säbel so gut wie die Feder."

"Leuthard, der ist's!" rief der König erfreut,  
"Ihr Name wurde mir genannt. Nun, das  
ist mich doppelt, — führen Sie mir den  
Mann her, Herr Major von Chapot!"

Dieser salutirte und sprengte zum Regiment.  
Nach wenigen Minuten hielt er wieder vor  
dem König.

Der Dragoner Leuthard läßt sich seeben  
binden, Majestät zu dienen," rapportirte er;  
er hat einen Schuß in die linke Schulter er-  
litten, wird indes sogleich auf Ew. Majestät  
befehl erscheinen."

"O, beleiße nicht!" rief Friedrich hastig; "ich  
werde mich zu ihm begeben. Vorwärts, Herr  
Major!"

Karl Leuthard war eine stattliche militärische  
Erscheinung, bei deren Anblick man Christinens  
Liebe ganz erklärlich finden mußte.

So dachte König Friedrich auch, als er ihn  
sah; er nickte ihm lächelnd zu und sagte  
zu sich selbst:

"Was gilt's, Dragoner! ich bringe dir  
sogleich was dich bald wieder gesund macht; rate  
nie. Thaumal!"

"Vielleicht einen Gruß von meiner guten,  
alten Mutter, Majestät!" rief Leuthard erfreut;  
"Das wäre mir das Liebste, ich sah sie das letzte  
Mal recht krank und schwach, und habe den  
ganzen Morgen, selbst in der Schlacht, an sie  
gedacht."

"Sieh, sieh, Er ist ein guter Sohn, das ist  
klar, mein Sohn!" versetzte Friedrich wohl-  
gefällig. "Da muß es ihm auch gut gehen auf  
den Fuß, diese Verheißung wird sicherlich an ihm  
erfüllt werden. Leider kann ich von Seiner

Mutter nichts berichten, aber einen Gruß von  
der Herzliebsten aus Berlin."

"Von der Christine?" unterbrach der Dra-  
goner ihn freudig; "so denkt sie noch an mich  
armen Kerl, hat den Gerichtsschreiber abge-  
trumpft?"

"Ja, den haben wir ein für alle mal abge-  
trumpft," lachte Friedrich; "wollt's dem Tinten-  
schmierer nicht raten, einem Bayreuther die  
Herzliebste wegzufischen. — Laß Er sich erst  
kurieren, dann reden wir weiter davon. — Er  
hat ein Anrecht auf meine Dankbarkeit, Dra-  
goner!"

\* \* \*

Und wieder waren zwei Monate verflossen.  
Es war am 26. August 1745.

König Friedrich, der Freund der Musen, der  
sich die Stirn nicht allein mit dem Lorbeer des  
Kriegsrühms, sondern auch mit den unverwelk-  
lichen Rosen der Poesie umwand, er konnte nicht  
das Blutbergießen leiden, nicht Freude finden  
an dem Achzen der Sterbenden. Hin nach  
Rheinsberg sehnte er sich zurück, wo er in-  
mitten seiner gleichgestimmten Freunde die  
glücklichste Zeit seines Lebens verlebt hatte.  
"Da," ruft er in einem Briefe an d'Argens aus,  
"die Poesie wird auch das Steckenpferd meines  
Alters sein, mit dem ich mich vergnügen werde,  
bis meine Lampe erlischt."

Und so dachte er auch jetzt daran, nach diesem  
glänzenden Siege einem zu erneuernden Kriege  
den ehrenvollen Frieden vorzuziehen.

König Friedrich befand sich an diesem Tage  
(26. August) in Hannover, um mit Georg II.  
von England einen Vertrag abzuschließen, in  
welchem dieser sich anheischig machte, Maria  
Theresia zum Frieden zu bewegen und König  
Friedrich die Gewährleistung aller Mächte für  
den unge störten Besitz Schlesiens vorzuschlagen.

Hier in Hannover treffen wir auch unseren  
Dragoner Kerl Leuthard wieder, dessen Wunde  
freilich geheilt war, der jedoch leider einen völlig  
lahmen Arm davongetragen hatte.

Der König hatte ihn nicht vergessen, sondern  
dem Major von Chapot aufgetragen, ihm häu-  
figen Bericht über den braven Schlesier einzu-  
senden. So hatte er ihn denn nach seiner völ-  
ligen Heilung zu sich nach Hannover befohlen.  
Er stand im Schlosse zu Herrenhausen vor ihm.

"Er ist geheilt, Dragoner?"

"Ja, Majestät, doch taugt der linke Arm  
nichts mehr."

"Das ist schlimm, ich kann solche tapferen  
Soldaten nicht missen. Was hat Er denn sonst  
gelernt, mein Sohn?"

"Theologie, Majestät!"

Friedrich schaute ihn mit großen Augen an  
und maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

"Er ist ein Pfarrer?"

„War auf dem Wege dazu, Majestät!“

„Nun, ich weiß, warum Er Soldat geworden, Er war alle Zeit ein braver Soldat, solche Gefinnung ehrt den Soldatenrock. Hätte Er nicht Lust, seine Studien wieder zu beginnen?“

„Ein Krüppel ohne Geld, Majestät!“

„Meint Er, daß ich den Krüppel, der seinen Arm für mich verloren, ewig schuldig bleiben will, Musje,“ rief Friedrich mit dem Finger drohend; „Er kann mir als Theologe just so gut dienen wie als Soldat, und wenn Er im Sturm darauf losgeht wie bei Hohenfriedberg, dann wird Er sich bald eine Pfarre erobern und mit ihr die Frau Pfarrerin. Ich werde Ihn ein Schreiben an meinen Hofprediger in Berlin mitgeben, der soll schon weiter sorgen. Adieu!“

Wer war fröhlicher, als Karl Leuthard, der sich so unplötzlich am Ziele seiner Wünsche sah und es besser hatte als der arme König, welcher aufs neue in den blutigen Krieg hineingetrieben wurde, da Maria Theresia nichts von „Verträgen, nichts von Übergabe“ wissen, und lieber „das letzte Hemd vom Leibe, als Schlessien missen wollte.“

Das war ein Jubel, eine Freude, als Leuthard unplötzlich in das Dachstübchen trat und in dem Sturm der ersten Überraschung selbst von der ihm früher so feindlich gesinnten Frau Lisbeth umarmt wurde.

Mit Stolz und Genugthuung durfte das Brautpaar sich in die Augen schauen, sie waren beide, wie Meister Goldmann sich ausdrückte, in ihrer Art Helden gewesen, er in der Schlacht, sie in ihrer Schuldennot, welche oft schlimmer ist als eine Schlacht.

Des Königs Wille wurde erfüllt, seine gute Absicht vollständig erreicht.

Leuthard studierte im Sturmschritt und hatte bald sein Examen glänzend absolviert, während sein großer Gönner ebenfalls im Sturmlauf auf der Siegesbahn vorwärts eilte. Auf Hohenfriedberg folgten Soor und Kesselsdorf, wo Friedrich beim Anblick des Schlachtfeldes mit nassen Augen sprach: „Gott, wann werden meine Qualen enden, die ich bei dem Blute so vieler Tapferen immer von neuem empfinde.“

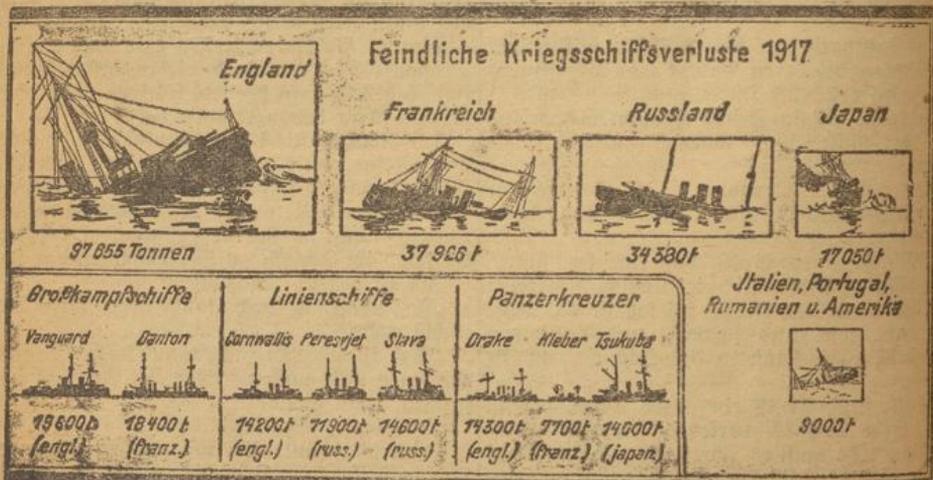
Und dann kam der Friede, den er diktieren konnte, am 29. Dezember 1746, mittags, so daß der König in offenem Wagen, von seinen beiden ältesten Brüdern begleitet, feierlich in das jubelnde Berlin ein, wo das Volk ihn zum ersten Male den Namen des „Großen“ beilegte.

In der Nähe des Schlosses mußte der Wagen im dichten Gedränge halten und lächelnd nicht König Friedrich nach der Dachwohnung empow wo der Schublicker mit seiner Kompanie die Menge mit Vivats überbrüllte und vor Freude beinahe hinabgesprungen wäre, wenn seine Frau ihn nicht zurückgehalten hätte.

Im Hintergrunde standen Leuthard und Christine Arm in Arm und beteten: „Gott erhalte den König!“

Und auch diese Tage rauschten vorüber, wie alles im Leben. Als die Erde aber wieder in Farbenschnud prangte und der sonnige Winter sein Fest feierte, da war der Dragoner vom Regimente Bayreuth zum Pfarrer avanciert und der Hofprediger Sack segnete den Bund des glücklichen Brautpaares auf des Königs spezialen Befehl, ob welcher Ehre der Schublicker sein ganzes Leben stolz war.

Nach der Trauung war große Vorstellung im Schlosse, zu welcher Meister Goldmann mit seiner Familie ebenfalls befohlen war.



„Ei, Herr Pfarrer!“ sprach Friedrich lächelnd, „verwalte Er sein Amt mit derselben Besinnung, wie Er diente als Bayreuther Dragoner, ohne Mord und ohne Tadel. Sie aber, Frau Pfarrerin! Erziehe Ihre künftige Söhne nach dem edlen Exempel des Ohms, dann werde ich, wie das Vaterland, Ihr Dank wissen.“

„Und was den Meister hier anbetrifft,“ wandte er sich zu diesem, „so halte Er mir ja ein Wort, daß Seine Jungen einst tüchtig vom Leder ziehen können. — Auch sehe ich noch immer so früh, besonders im Winter, Seine Lampe leuchten, geh's wieder schief oder lauert gar der Jesuitor auf der Treppe?“

„Na, brennt's hier im Schlosse vielleicht nicht eher so früh?“ lachte der Schuhflücker pfeffrig; „daß dem einen recht ist, ist dem andern billig. Erinnert sich die Kunst, Soldaten zu erziehen, die Eure Majestät am besten wissen. So lange

die beiden Lampen oben in der Dachstube und im Schlosse früh und spät sich grüßen, hält auch die Nachbarschaft zwischen König und Schuhflücker.“

„Hat Er's gehört, Herr Pfarrer?“ sprach Friedrich, dem ein herber Spatz und ein gerades Wort im Volke wohlgefiel. „Daß Er mir den Spruch aus dem Katechismus: „Getreue Nachbarn und dergleichen“ Seiner Gemeinde wohl einpräge, es ist ein gar köstlich Wort.“

„Und wert, an jedem Hause, wie an jedem Grenzstein zu prangen in goldenen Lettern,“ sprach der junge Pfarrer ernst.

„Um den ewigen Frieden und somit das Paradies der Menschheit zu predigen,“ meinte der König sinnend. „Na, beginne Er damit in Seinem neuen Hirtenamte; vielleicht gelingt's dem König, mit seinen Lettern solche Nachbarschaft zu halten, wie mit dem Schuhflücker.“

### Die junge Frau im schwarzen Kleid.

Sie ist die fleißigste von allen,  
Die junge Frau im schwarzen Kleid,  
Und tapfer wie der draus gefallene,  
So hält sie still in ihrem Leid.

Die erste auf in Stall und Stuben,  
Die letzte heim von Wiel' und Feld,  
Daß sie den Buben — keinen Buben —  
Das bißchen Sach zusammenhält.

Daß sie einst wie der Vater ständen  
Werttützig, aufrecht und gesund  
Und wohnten zwischen eignen Wänden  
Und wurzelten im Heimatgrund.

Im Grund, um den er heiß geworden  
Mit starker Faust und zähem Fleiß,  
Dem er gelebt, dem er gestorben,  
Damit er ihn geborgen weiß.

Doch kommt der Abend, geht's zur Ruhe,  
Und wird es still in Hof und Haus,  
Dann öffnet sie die alte Truhe  
Und holt ein grau Papier heraus.

Sein letzter Brief: Sei ohne Sorgen,  
Ich lebe noch, es geht mir gut.  
Grüß auch die beiden Buben! Morgen —  
Dann nichts mehr. Nur ein Tropfen Blut.

Sie läßt den Dedel leise nieder,  
Damit der Kleine nicht erwacht  
Und löscht das Licht und streckt die Glieder  
Und betet ihr Gebet zur Nacht.

Und über sie kommt's wie ein Segen:  
Sie gleichen ihm, sie werden brav. —  
So liegt sie ohne Laut und Regen  
Und weint sich sachte in den Schlaf.

Ferdinand Lamey.

### Menschenglück.

Die Menschen sind ein Pilgerhaufe,  
Der vielgestaltig sich geschart,  
Der auf der Wallfahrt Wechsellause  
Aus Zufall und aus Günst sich paart.  
Geleitet von dem gleichen Triebe,  
Sie nähern sich ohn' Unterlaß,  
Erfreuen sich mit wenig Liebe  
Und quälen sich mit vielem Haß.  
So ist in dem gemeinen Streben  
Das Menschenglück gar schlecht bestellt,  
Und ist zu selten schön das Leben  
Auf Gottes schöner Erdenwelt.  
Das Glück, wovon die Dichter singen,  
Erblicken Millionen kaum,  
Den Wenigen, die sich's erringen,  
Entschießt es wie ein süßer Traum.  
Das Glück ist wie die Frühlingsblüte,  
Die flüchtig nur das Schönste gibt;  
Unendlich blüht es im Gemüte,  
Das selten haßt und ewig liebt.  
Das Glück wohnt nur im Menschenherzen  
Das herrlich wie ein Himmel ist,  
In And'rer Leid die eignen Schmerzen,  
In And'rer Glück sein Glück vergißt!!

### Denksprüche.

Der Mensch hat nichts so eigen,  
So wohl steht ihm nichts an,  
Als daß er Treu erzeigen  
Und Freundschaft halten kann.

Kein Frühling weiß so traut und wohl zu klingen,  
Als wenn zum Herzen Freundesworte bringen;  
So tönt kein Lied in lummervollen Stunden,  
Als wenn der Freund das rechte Wort gefunden.

Lenau.

Das Mutterherz ist der schönste und unverlierbarste Maß des Sohnes, selbst wenn er schon graue Haare trägt, — und jeder hat im ganzen Weltall nur ein einziges solches Herz.